

Georg Forster

Auszug aus seiner Antrittsvorlesung „Ein Blick in das Ganze der Natur“

In allen niedrigen Teilen dieser Gegend stockt totes Wasser, weil es weder Abfluss noch Richtung erhält; [...] Sümpfe, die mit übelriechenden Wasserpflanzen bedeckt sind, ernähren nur giftige Insekten, und dienen unreinen Tieren zum Aufenthalt. [...] Will der Mensch sie durchwandern, so muss er den Gängen wilder Tiere nachspüren, und stets auf der Hut sein, wenn er ihnen nicht zum Raube werden soll. [...]

Plötzlich kehrt er um, und spricht: die Natur ist scheußlich, und liegt in ihren letzten Zügen; ich, nur ich allein, kann ihr Anmut und Leben schenken. Auf! Lasst uns jene Moräste trocknen, jenes tote Wasser beleben, fließend machen, Bäche und Kanäle damit anlegen! [...] und eine neue, verjüngte Natur geht aus unseren Händen hervor!

Wie schön ist sie nicht, diese gebaute Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menschen sie so glänzend und prächtig geschmückt! Er selbst, der Mensch, gereicht ihr zur vornehmsten Zierde; er ist das edelste Erdengeschöpf; [...] Welche neuen Reichtümer! Blumen, Früchte, Getreide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht, und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Tieren werden vermehrt, die schädlichen vermindert, eingeschränkt und verwiesen. [...] Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüsse geleitet oder eingeschränkt; [...]

Tausend [...] Denkmäler der Macht und des Ruhms beweisen zur Genüge, das der Mensch als Eigentumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert, [...] er muß seine Sorgfalt beständig erneuern, wenn er das Seinige behalten will: sobald diese aufhört, so schmachtet, verdirbt und verwandelt sich alles; alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück: sie tritt wieder in ihre Rechte, löscht die Werke des Menschen aus, bedeckt seine stolzesten Denkmähler mit Staub und Moos, zerstört sie vollends mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdross, das mühsam erworbene Gut seiner Vorfahren durch seine Schuld verloren zu haben.¹

¹ Georg Forster: „Ein Blick in das Ganze der Natur.“ In: Georg Forster. Werke in vier Bänden. Band 2, Leipzig 1971. <http://www.zeno.org/nid/20004782348>

David Livingstone

Livingstone der Missionär: Erforschungsreisen im Innern Afrikas

Die Betschuanen um Kuruman hatten schon seit einigen Jahren sehr von Dürre gelitten, und beratschlagten endlich in einer Volksversammlung, wie dem Übel abzuhelfen sei. Es kam zu dem Beschlusse, dass ein berühmter Regenmacher aus einer weit entlegenen Gegend geholt werden solle. Durch glänzende Versprechungen bewogen erschien er. Bis dahin war der Himmel einer Glühpfanne gleich gewesen; aber am Tage der Ankunft des Regenmachers türmten sich dicke Wolken auf, Blitze flammten und der Donner rollte mächtig, auch fielen einige Regentropfen. Die Freude des Volkes und die Unverschämtheit des Regendoktors wuchsen dadurch ins Übermäßige; er verkündete, dass dieses Jahr die Weiber die Gärten auf den Hügeln anlegen müssten, denn die Flächen würden überschwemmt werden; [...] Leider aber vergingen Tage und Wochen, ohne dass die Betschuanen ihren Regen bekamen; trotz allem Hokusfokus gaben die Wolken keinen her. Endlich einmal fiel ein leichter Schauer; erfreut liefen die Obmänner nach der Hütte des Zauberers, um ihn zu seinem Erfolge Glück zu wünschen. Er erwachte eben aus einem festen Schlafe und wusste gar nicht, was vorging. Verwundert riefen die Männer: „Wir dachten, Du machtest Regen?“ Der verschmitzte Bursche sah, wie sein Weib eben einen Milchsack schüttelte, um etwas Butter [...] zu gewinnen. Augenblicklich [erwiderte] er: „Sehet Ihr nicht, dass meine Frau Regen buttert, so viel sie kann?“ – Man fand diese Antwort vollkommen genügend, und die Neuigkeit, dass der Regendoktor den Regen gebuttert habe, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. [...]

Wie alle Geheimkünstler scheinen auch die Regenmacher größtenteils selbst an ihre Kunst zu glauben, und es möchte schwer zu sagen sein, wo der Selbstbetrug aufhört und der gewöhnliche anfängt. [...]²

² *Livingstone der Missionär: Erforschungsreisen im Innern Afrikas ; in Schilderungen der bekanntesten älteren und neueren Reisen durch Dr. David Livingstone; mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen, sieben Tondrucktafeln und einer Übersichts-Karte des südlichen Afrika.* Leipzig 1860. S. 134 + S. 141ff

Charles Darwin

Die naturwissenschaftliche Reise mit der Beagle

Nahe der Guardia finden wir die südliche Grenze von zwei europäischen Pflanzen, die jetzt sehr häufig geworden sind. Der Fenchel bedeckt [in] große[n] Mengen die Ufer der Gräben in der Nachbarschaft von Buenos Aires, Montevideo und anderen Städten. Aber die Kardendistel (*Cynara cardunculus*) hat eine weit größere Verbreitung; sie kommt in diesen Breitengraden, auf beiden Seiten der Kordilleren, durch den ganzen Kontinent vor. Ich sah sie [...] in Chile, Entro Rios und Banda Oriental. Im letzteren Land allein sind viele (vielleicht mehrere hundert) Quadratmeilen mit einer Masse von diesen Stachelgebüsch bedeckt und für Menschen und Vieh undurchdringlich. Auf den wellenförmigen Ebenen, wo sie in so großer Masse vorkommt, kann nichts neben ihr leben. [...] Ich zweifele, ob ein anderer ebenso großartiger Fall sich findet, wo die im Land einheimischen Pflanzen durch eine fremde verdrängt wurden. [...]

Wenige Länder haben sei dem Jahr 1535, als der erste Ansiedler am La Plata mit zweiundsiebzig Pferden landete, bedeutendere Veränderungen erlitten. Die zahllosen Herden von Pferden, Rindern und Schafen haben nicht nur den ganzen Anblick der Vegetation verändert, sondern haben auch das Guanako, den Hirsch und den Strauß beinahe vertrieben. [...] Die Karden sind so hoch wie der Rücken eines Pferdes, aber die Distel der Pampas geht oft bis zum Kopfe des Reiters. Es kann keine Rede davon sein, die Straße nur auf einen Schritt weit zu verlassen; und die Straße selbst ist zum Teil; zuweilen auch ganz, verschlossen. Weide gibt es natürlich keine; wenn Rinder oder Pferde hineingeraten, so sind sie für eine Zeit ganz verloren.³

³ Charles Darwin: *Die naturwissenschaftliche Reise mit der Beagle*. Bd. 1, Kap. 6

Charles Darwin

Die naturwissenschaftliche Reise mit der Beagle

Die Periode zwischen den Jahren 1827 und 1830 heißt »gran seco« oder »die große Dürre«. Während dieser Zeit fiel so wenig Regen, dass alle Pflanzen, selbst die Disteln, ausblieben; die Bäche waren ausgetrocknet und das ganze Land nahm das Aussehen einer mit Staub bedeckten Landstraße an. [...] Eine große Zahl von Vögeln, wilden Tieren, Rindern und Pferden starb aus Mangel an Futter und Wasser: Ein Mann erzählte mir, dass die Hirsche zu der Quelle in seinem Hof kamen, die er für den Bedarf seiner Familie zu graben gezwungen war [...] In der Provinz von Buenos Aires allein schätzte man den Verlust an Rindern mindestens auf eine Million. [...] Ein Augenzeuge erzählte mir, dass sich die Rinder in Herden von Tausenden in die Parana stürzten, aber von Hunger erschöpft nicht wieder die kotbedeckten Ufer ersteigen konnten und auf diese Weise ertranken. Der Arm, der bei San Pedro fließt, war so voll mit faulenden Leichnamen, dass es ganz unmöglich war, diesen Weg zu passieren, wie mir der Kapitän eines Schiffes erzählte. Ohne Zweifel starben auf diese Weise mehrere Hunderttausende von Tieren im Fluss. In Fäulnis übergegangen schwammen ihre Körper den Strom hinunter und in aller Wahrscheinlichkeit wurden manche in dem Becken des Plata abgelagert. Alle kleineren Flüsse wurden höchst salzig und dieses verursachte den Tod einer großen Zahl an besonderen Stellen; denn wenn ein Tier von solchem Wasser trinkt, so erholt es sich nicht wieder. Ich bemerkte, [...] dass die kleineren Ströme in den Pampas mit Knochenstücken wie gepflastert waren. Nach dieser ungewöhnlichen Trockenheit begann eine sehr regnerische Jahreszeit, die große Überschwemmungen verursachte. Es ist darum fast gewiss, dass einige Tausende von diesen Skeletten in den Niederschlägen des nächsten Jahres begraben wurden. Was würde ein Geologe sagen, wenn er eine solche ungeheure Ansammlung von Knochen aller Tierarten und aus allen Altern in einer dicken erdigen Masse abgelagert sähe?⁴

⁴ Charles Darwin: *Die naturwissenschaftliche Reise mit der Beagle*. Bd. 1, Kap. 7

Charles Darwin

Die naturwissenschaftliche Reise mit der Beagle

Am Abend erreichten wir eine flache Stelle am Ufer desselben Stroms, von dem ich erwähnt habe, dass er sich durch eine Reihe von Wasserfällen herabstürzt; hier nahmen wir unser Nachtlager. An jeder Seite der Schlucht waren große Büsche der Bergbanane mit reifen Früchten bedeckt. Viele von diesen Pflanzen waren an die zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß hoch und an die drei bis vier Fuß im Umfang. Mit Hilfe von Streifen von Rinde statt Seilen, Bambusstämmen statt Gestellen, und dem großen Blatt der Banane zur Bedachung, bauten die Tahitianer in wenigen Minuten ein treffliches Haus und mit dürren Blättern machten sie ein weiches Lager.

Es wurde nun ein Feuer gemacht, um unser Abendbrot zu kochen. Dies geschah, indem sie ein Stück Holz in einer Vertiefung eines anderen reiben, als wenn sie es tiefer machen wollten, bis der Staub durch die Reibung in Flammen geriet. [...] Als die Tahitianer ein kleines Feuer aus Reisig gemacht hatten, legten sie eine Anzahl von Steinen auf das brennende Holz. In ungefähr zehn Minuten war das Holz verbrannt und die Steine heiß. Sie hatten vorher Pökelfleisch, Fisch, reife und unreife Bananen und Spitzen von wildem Arum in Blätter eingehüllt, die nun zwischen zwei Schichten von heißen Steinen gelegt und mit Erde bedeckt wurden, so dass kein Rauch oder Dampf entweichen konnte. In ungefähr einer Viertelstunde war alles aufs köstlichste gekocht. Die grünen Päckchen wurden nun auf ein Tuch aus Bananenblättern gelegt, aus einer Kokosnussschale tranken wir das kühle Wasser des Stromes und erfreuten uns auf diese Weise unseres ländlichen Mahles.

Ich konnte nicht ohne Bewunderung auf die uns umgebenden Pflanzen blicken. Auf jeder Seite waren Wälder von Bananen, deren Frucht in ganzen Haufen auf der Erde verfaulte, obwohl sie auf vielfache Weise als Nahrung dient. [...]

Vor Tagesanbruch regnete es heftig, aber die dicke Bedeckung der Bananenblätter hielt uns trocken.[...]⁵

^{5 5} Charles Darwin: *Die naturwissenschaftliche Reise mit der Beagle*. Bd. 2, Kap. 7

Alfred Russel Wallace

Der Malayische Archipel. Die Heimath des Orang-Utan und des Paradiesvogels. Reiseerlebnisse und Studien über Land und Leute. 1869

Die Empfindungen eines Naturforschers, welcher lange gewünscht hat, [einen Paradiesvogel] in Wirklichkeit zu sehen, [...] bedürfen einer poetischen Ader, wenn sie vollkommen zum Ausdruck gelangen sollten. Die entfernte Insel, auf welcher ich mich befand, [...] die wilden, üppigen tropischen Wälder, die sich weit nach allen Seiten hin ausbreiten, die rohen, unkultivierten Wilden, welche mich anstarrten – Alles das hatte seinen Einfluß auf die Empfindungen, mit denen ich auf diesen „Inbegriff von Schönheit“ schaute. Ich dachte an die lange vergangenen Zeiten, während welcher die aufeinanderfolgenden Generationen dieses kleinen Geschöpfes [...] Jahr für Jahr zur Welt gebracht wurden, lebten und starben, und Alles in diesen dunklen, düsteren Wäldern, ohne dass ein intelligentes Auge ihre Lieblichkeit erspähte – eine üppige Verschwendung von Schönheit.

Solche Gedanken wecken eine melancholische Stimmung. Auf der einen Seite erscheint es traurig, dass so außerordentlich schöne Geschöpfe ihr Leben ausleben und ihre Reize entfalten nur in diesen wilden ungastlichen Gegenden, welche für Jahrhunderte zu hoffnungsloser Barbarei verurteilt sind; während es auf der anderen Seite, wenn zivilisierte Menschen jemals diese fremden Länder erreichen und moralisches, intellektuelles und physisches Licht in die Schlupfwinkel dieser Urwälder tragen, sicher ist, dass sie die in schönem Gleichgewicht stehenden Beziehungen der organischen Schöpfung zur unorganischen stören werden, sodass diese Lebensformen, deren wunderbaren Bau und deren Schönheit der Mensch allein imstande ist zu schätzen und sich ihrer zu erfreuen, verschwinden und schließlich aussterben. Diese Betrachtung muss uns doch lehren, dass alle lebenden Wesen nicht für den Menschen geschaffen wurden. [...]⁶

⁶ Alfred Russel Wallace: *Der Malayische Archipel. Die Heimath des Orang-Utan und des Paradiesvogels. Reiseerlebnisse und Studien über Land und Leute.* Autorisierte deutsche Ausgabe von Adolf Bernhard Meyer, Braunschweig 1869. Bd. 2, S. 392

Wir können mit Bestimmtheit vorhersagen, dass der zivilisierte Mensch das wunderbare Gleichgewicht zwischen organischer und anorganischer Natur in einem solchen Ausmaß zerstören wird, dass genau die Wesen verschwinden und letztlich aussterben werden, deren prächtige Formen und Schönheit nur er allein würdigen kann.⁷

⁷ zit. nach: Matthias Glaubrecht: *Am Ende des Archipels. Alfred Russel Wallace*. Berlin 2013. S. 379

Alexander von Humboldt

Reise durch Venezuela. Auswahl aus den amerikanischen Reisetagebüchern. 1799 + 1800

(Die) Laguna von Valencia [...] [ist] berühmt wegen seiner Abnahme. [...] Seit 60 Jahren und besonders seit (den) letzten 20 Jahren [ist die] Abnahme genau beobachtet und Geschrei erregend. Gewiß auch Abnahme stärker aus zwei Ursachen: Kultur hat seitdem zugenommen. In (die) Laguna fließen [mehrere] Flüsse, welche [...] ehe man sie ableitete, um Caña oder Cacao zu wässern, doch immer in dürrer Zeit Wasser zuführten; [...] Jetzt führen im Sommer (Dezember – Mai) alle diese Flüsse selbst, da man sie [...] abgeleitet, kaum einen Tropfen Wasser der Lagune zu. Ja mehr noch, diese Flüsse selbst sind jetzt wasserärmer. (Die) umliegenden Gebirge sind abgeholzt. Das Gebüsch fehlt, um (die) Wasserdünste anzuziehen und den Boden, der sich mit Wasser getränkt, vor schneller Verdampfung zu schützen. Wie die Sonne überall frei Verdampfung erregt, können sich nicht Quellen bilden. Unbegreiflich, dass man im heißen, im Winter wasserarmen Amerika so wütig als in Franken abholzt und Holz- und Wassermangel zugleich erregt. Dieses Abholzen hat zugleich (die) Laguna selbst mehr den Sonnenstrahlen ausgesetzt und die Ufer umher; der jetzt kahle Boden erhitzt sich mehr, da hier (die) Lagune mehr verdampft. [...]

Warum [die Lagune] seit 60 Jahren so schnell abgenommen, [...] das (ist) dem Menschenunfug zuzuschreiben, der die Naturordnung, den Wasserhaushalt stört. [...]

Wie weit sie aber abnehmen wird, ist incalculabel, besonders wenn (die) Menschen fortfahren, die Ökonomie der Natur so gewaltsam zu stören.⁸

⁸ Margot Faak (Hg.): *Alexander von Humboldt. Reise durch Venezuela. Auswahl aus den amerikanischen Reisetagebüchern*. Berlin 2000. S. 215+216

Maria Sibylla Merian

Das Insektenbuch

In Amerika gibt es sehr große Ameisen, die ganze Bäume in einer Nacht kahl wie Besen fressen können. Sie haben zwei krumme Zähne, die wie Scheren übereinander gehen. Damit schneiden sie die Blätter von den Bäumen und lassen sie abfallen, so daß der Baum aussieht wie in Europa die Bäume im Winter. Dann sind Tausende von Ameisen unten und tragen die Blätter in ihre Nester, [...] Die Ameisen bauen Keller in der Erde, reichlich acht Fuß hoch und so gut geformt, als ob sie von Menschenhand so gemacht worden wären. Wenn sie irgendwo hingehen wollen, wo es keinen Weg gibt, um hinzugelangen, so machen sie eine Brücke. Dabei setzt sich die erste Ameise fest und beißt in Holz, die zweite setzt sich hinter die erste und klammert sich an dieser fest, ebenso die dritte an der zweiten und die vierte an der dritten und so weiter. Und dann lassen sie sich vom Wind treiben, bis sie auf die andere Seite geweht werden. Dann laufen alle die Tausende darüber wie über eine Brücke. Diese Ameisen haben eine ewige Feindschaft mit den Spinnen und allen Insekten des Landes. Sie kommen jedes Jahr einmal in riesiger Menge aus ihren Kellern. Sie kommen in die Häuser und laufen von einem Raum in den anderen und saugen alle Tiere aus, große und kleine. Im Nu haben sie eine große Spinne verzehrt, denn die Ameisen fallen in großen Mengen über die Spinne her, so daß sie sich nicht retten kann. Auch laufen sie von einem Raum zum anderen, so daß sich auch die Menschen zurückziehen müssen. Wenn das ganze Haus leergefressen ist, gehen sie in das nächste und dann schließlich wieder in ihren Keller.⁹

⁹ Maria Sibylla Merian: *Das Insektenbuch*. Frankfurt Main und Leipzig 1991. S. 44